Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 102 (1924)

Artikel: Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813

Autor: Steiner, Gustav

Kapitel: 3.: Die Gesandtschaft nach Paris

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006954

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu den Verbündeten geschickt wurde, derselbe Berner, der die nationale Bewaffnung vorgeschlagen hatte. Talleyrand schwächte also seine Bedenken ab, gab sie als Privatansicht aus und beteuerte, der Kaiser wolle sich gar nicht einmischen. Unter der Hand arbeitete er nun gegen die Kandidatur Mülinen, der tatsächlich vom Landammann auf der Tagsatzung vorgeschlagen wurde, ohne aber das Stimmenmehr zu erreichen.

So mißlang diese Einmischung, die aber trotzdem nicht die letzte blieb.

3. Die Gesandtschaft nach Paris.

Der Abordnung nach Paris waren die Wege geebnet, und wenn der Kaiser nicht in unberechenbarer Laune auf die Stellung des Hilfskorps zurückkam, durften Rüttimann und Wieland eines freundlichen Empfanges sicher sein. Was der Gesandtschaft von 1811 das Herz schwer und den Empfang beim Kaiser bitter gemacht hatte: die neue Zwangswerbung, die Besetzung des Tessin, die Durchführung der Kontinentalsperre, das war alles nicht mehr vorhanden. Mit der Tagsatzung konnte der Kaiser zufrieden sein. Daß sie den Franzosenfeind Aloys von Reding in die außerordentliche Gesandtschaft nach Frankfurt gewählt hatte, war schließlich verständlich: die Landesbehörde wollte damit nach außen hin ihre unparteiische Neutralität dartun. Und das war augenblicklich für den Kaiser von Nutzen. Vor allem brauchte er die schweizerische Neutralität. Sie deckte ihm auf 40 Stunden die Grenze. Ihre Anerkennung war Formsache. Sie war mit den stärksten Zusicherungen bereits durch den französischen Gesandten Talleyrand vorausgegeben worden, als ihm durch Wieland und Zelger die Erklärung der Tagsatzung überreicht worden war. Talleyrand hob bei dieser Gelegenheit die Loyalität der Schweizer hervor, ihren Friedenswillen, ihr politisches System der Nichteinmischung in die europäischen Händel, ein „System" von dem sie seit dem westphälischen Frieden nicht abgewichen seien. Er fand es ganz selbstverständlich, daß dieses System von der ganzen Welt respektiert und daß die Eidgenossenschaft aus dem politischen Spiel gelassen werde. Er beteuerte, daß der Kaiser immer nur das Wohl der Schweiz und ihre Ruhe im Auge gehabt habe. Er wollte ihre Unabhängigkeit sicherstellen. Das sei durch die Mediationsverfassung von 1803 geschehen. Dort sei im Prinzip auch die Neutralität bereits anerkannt; sie könne deshalb für Frankreich kein Problem bilden. Wenn aber der Landammann in den gegenwärtigen Zeitläuften es als eine Beruhigung für sein Land empfinde, daß sie der Kaiser aufs neue bestätige, dann sei er, der Gesandte, ermächtigt, ihm die Versicherung zu geben, daß der Kaiser sie ausdrücklich anerkenne, falls er darum ersucht würde —

unter der Voraussetzung, daß auch die andern Mächte die Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz respektieren.

Mit dieser Zusicherung ging Talleyrand allerdings über seine Instruktion hinaus. Ein Blick in die Depeschen, die in den bewegten November- und Dezembertagen des Jahres 1813 zwischen dem Gesandten und dem Ministerium des Äußern gewechselt wurden, offenbart, wie Talleyrand für die Schweiz Entgegenkommen, Erleichterungen und Gunstbezeugungen wünschte, weil er mit eigenen Augen die Zerbröckelung der französischen Freundschaft verfolgen konnte. Das Mißtrauen gegen Frankreich äußerte sich bereits greifbar. Es nahm feindliche Formen an. Man hörte auf die Einwände und Versprechungen der fremden Agenten. Der Landammann wagte es, mit Forderungen an den Gesandten heranzutreten. Talleyrand aber blieb ihm gegenüber energisch und unerschrocken. Aber in seiner Korrespondenz mit dem französischen Kabinett lehnte er neue Zumutungen seiner Regierung an die Schweiz ab. Er beschwor den Minister zum Nachgeben, schilderte die wachsende Gefahr, während der Kaiser keine Schwäche zeigen wollte. Eine unbedingte Zusage gab der französische Minister in Paris allerdings nicht, sondern er erklärte, daß der Kaiser einer schweizerischen Deputation gegenüber seine Gefühle aussprechen werde, falls der Augenblick noch nicht da sei, da er ein Neutralitätsversprechen abgeben müsse. Hoffte man in Paris damit Zeit zu gewinnen? Jedenfalls kümmerte sich Talleyrand nicht darum. Es lag zu sehr auf der Hand, daß der Kaiser alles verspielen werde, wenn er sich einer Abordnung gegenüber unnachgiebig zeige in einem Zeitpunkt, da die Verbündeten Himmel und Erde in Bewegung setzten, um den Anschluß der Schweiz zu gewinnen. Man mußte auch im Ministerium einsehen, daß jetzt nicht Zeit sei, über ungenügende Werbung zu klagen, während bereits Stimmen über die traktatmäßige Rückberufung der Schweizerregimenter aus Frankreich zur Verteidigung der Heimat bis ans Ohr Talleyrands drangen, so daß er die Reklamationen Frankreichs gar nicht weiterbeförderte, wofür er vom Minister nachträglich belobt wurde. Denn mit jedem Tag wurden treue Bundesgenossen seltener. Darum blieb nichts übrig als Nachgiebigkeit. Als der Landammann dem französischen Gesandten Vorstellungen machte, wie die Aufrechterhaltung der harten Militärkapitulation von 1812 unmöglich und der wirklichen Neutralität der Schweiz entgegengesetzt sei, da wehrte dieser ab und berief sich auf die Heiligkeit der Verträge. Aber im stillen sprach er dem Minister gegenüber seine eigenen Bedenken aus, und dieser antwortete, der Kaiser sei zu Verständigungen bereit, wenn dadurch die gegenwärtige Lage der Schweiz könne verbessert werden, und im Zusammenhang mit diesem — allerdings sehr oberflächlichen — Zugeständnis ließ der Kaiser mitteilen, daß er mit großer Freude der schweizerischen Deputation entgegensehe.

Um dieselbe Zeit ließ der Herzog von Vicenza, der die auswärtigen Geschäfte Napoleons besorgte, den schweizerischen Gesandten in Paris, Maillardoz, zu sich ins Ministerium

des Äußern kommen. Er unterhielt ihn über die Depeschen, die er am Abend vorher von der französischen Gesandtschaft in der Schweiz erhalten hatte. Der Minister sprach im Auftrag des Kaisers. Dieser sei mit dem Vorgehen der Tagsatzung einverstanden. Die Stellung, die sie durch ihre Erklärungen und Maßnahmen einnehme, sei vornehm und zweckmäßig („que la Suisse se plaçait dans une position noble et convenable"), und daß ihr dies zum Glück ausschlagen werde. Maillardoz, — ein blinder Bewunderer und Parteigänger Napoleons, der sogar unbekümmert um seine diplomatische Stellung dem Kaiser den militärischen Treueid leistete, — war hocherfreut über das Lob und die Bewunderung, die bei dieser Gelegenheit dem Landammann gezollt wurden. Mit der Eröffnung des Herzogs, wonach der Kaiser als besondere Gunstbezeugung gerne ein Schweizerbataillon in seine Garde aufgenommen hätte und nur durch den schwachen Bestand der Regimenter davon abgehalten werde, wußte er freilich nichts anzufangen. Auch der Landammann konnte ihn schwerlich darüber aufklären. Denn das Ansinnen war keineswegs von ihm, sondern ganz geheim von Talleyrand ausgegangen, der das Ministerium bestürmte, auf alle Weise den Schweizern Freundlichkeiten und Auszeichnungen zu beweisen, um sie festzuhalten. Er hatte allen Grund dazu. Denn noch vor der Abreise der Gesandtschaft nach Paris waren Graf Capo d'Istria als russischer, und der Ritter von Lebzeltern als österreichischer Bevollmächtigter in geheimer Sendung nach der Schweiz gekommen. Sie sollten die Schweiz zum Anschluß an die Verbündeten oder wenigstens zur Gewährung militärischen Durchpasses bewegen. Als sie aber am 21. November in Zürich eintrafen, hatte die Tagsatzung bereits die Neutralität der Schweiz als Grundsatz ausgesprochen. Das hinderte sie nicht, für den Anschluß an die Verbündeten zu wirken. Dem französischen Gesandten erklärten sie bei aller Freundlichkeit ins Gesicht, daß die Neutralität einzig und allein zugunsten Frankreichs ausfalle. Solange sich der Kaiser Mediator nannte und solange die Regimenter nicht aus Frankreich zurückgerufen wurden, besaß die Schweiz in ihren Augen weder Unabhängigkeit noch Neutralität. Ihre Auffassung, daß Vermittler und Schiedsrichter ungefähr dasselbe bedeuteten, war nicht zu bestreiten.

Um so wertvoller war es, wenn Napoleon offiziell die Neutralität anerkannte. Dies zu erwirken, war Aufgabe der Gesandten Rüttimann und Wieland. Gleichzeitig sollten sie den Kaiser um Einschluß der Eidgenossenschaft in den künftigen Frieden bitten. Eine vertrauliche Note enthielt zudem Entschuldigungen, weil der Franzosenfeind Reding zum Gesandten ins Hauptquartier gewählt worden war. Auch die willkürliche Aufhebung des Kontinentalsystems durch die Landesregierung, eine energische Tat der außerordentlichen Tagsatzung, wurde darin gerechtfertigt.

Am 30. November machten sich Rüttimann und Wieland auf den Weg. Am 6. Dezember erreichten sie Paris.

Die Bedeutung ihrer Mission trat infolge der rasch sich entwickelnden kriegerischen Ereignisse gegenüber der Sendung Redings und Eschers so sehr zurück, daß die Geschichtsschreibung sich mit der knappen Mitteilung ihres Resultates begnügt. Mit Unrecht. Der Empfang der schweizerischen Gesandtschaft stand so sehr im Gegensatz zu der Aufnahme, die in den vorausgegangenen Jahren schweizerische Abordnungen sich hatten müssen gefallen lassen, daß der Vorgang festgehalten werden muß, soweit dies auf Grund der Akten möglich ist.

Die beiden Gesandten waren in Paris nicht unbekannt. Talleyrand hatte sie in seinen Depeschen nicht nur angekündigt, sondern auch kurz charakterisiert. In seinen Mitteilungen an den Minister des Äußern erinnerte er daran, daß der Luzerner Vinzenz Rüttimann an der Konsulta teilgenommen und sich im Jahre 1808 als Landammann gut gehalten habe. Er schätzt seine Kenntnisse und die Fähigkeit der Rede. Aber als Charakter gilt er schwach. Er ist leicht und liebt die Arbeit nicht. Die Parteien schont er. Aber sie schenken ihm nicht volles Vertrauen. Von den fünf Knaben nehme er die zwei älteren, im Alter von 16—17 Jahren, mit nach Paris. Der Kaiser soll sich anerbieten, die beiden Söhne auf Staatskosten im kaiserlichen Lyceum zu St. Germain unterzubringen, um sie später zu Offizieren in französischen Regimentern zu ernennen. Mit dem 1. Januar 1814 werde Rüttimann wieder Landammann in der Schweiz.

Pensionen und Orden — durch die Jahrhunderte hindurch das verführerische Lockmittel der Großmacht, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Staatsmännern zu erschüttern! Auch diese Käuflichkeit, die so harmlos schien, mußte überwunden werden, wenn die Schweiz für die echte Neutralität reif werden sollte. Solange der Fremdendienst gepflegt wurde, war man auf persönliche Gunstbezeugungen angewiesen. — Talleyrand vergißt auch nicht der Charakterschilderung Wielands beizufügen, daß der Sohn Generaladjutant sei und zum Bataillonschef avancieren sollte.

Johann Heinrich Wieland war vielleicht der tüchtigste Basler Politiker seiner Zeit. Er war intelligent und klug genug, um sowohl während der Helvetik als auch der Mediation sich vor Extremen zu hüten. An den politischen Vorgängen nahm er seit 1798 tätigen Anteil. Er war helvetischer Senator. Seit 1812 war er Bürgermeister in Basel. Talleyrand hebt seine Fähigkeiten, Ruhe des Charakters und Bestimmtheit in seinem Wesen hervor: „Il a du talent, beaucoup de calme, de douceur, et en même temps de fermeté!“ Er halte — „de coeur et par principe“ — zu Frankreich, das er als den sichersten Alliierten der Schweiz betrachte. Er rühmt seine Liebe zum Vaterland. Die Worte Talleyrands über den Basler verdienen festgehalten zu werden: „C'est un homme extrèmement dévoué à sa patrie.“

Daß Wieland (geb. 1758) ein scharfsichtiger, geschickter, intelligenter Politiker war, geht schon daraus hervor, daß er sich unter den verschiedensten Systemen an

der Oberfläche halten konnte. Er wußte seinen Talenten auch Geltung zu verschaffen. Er war Schultheiß unter der alten Regierung und Stadtschreiber zu Liestal; er trat in der revolutionären Zeit für Reformen ein, ohne sich von der Bewegung blind hinreißen zu lassen; in der Helvetik war er Mitglied der Basler Nationalversammlung, war Regierungsstatthalter und wurde Finanzminister, und als die Gegenrevolution ausbrach, verließ er rechtzeitig das sinkende Schiff. Die Mediationszeit brauchte ihn als Staatsschreiber, und er rückte vor ins Bürgermeisteramt, das er von da an 20 Jahre lang besetzt hielt. Es wäre wohl für den Kanton und die Eidgenossenschaft von Vorteil gewesen, wenn ihm das höchste Amt, das die Republik zu vergeben hatte, die Würde eines Landammanns, wenigstens im Jahre 1812, zugefallen wäre. Hier hätte er dann auch beweisen können, wie weit er fähig sei, das Wohl des Landes gegen die übertriebenen Zumutungen des Kaisers zu verteidigen. Die Aufgabe wäre keine geringe gewesen, da mit Anpassungsfähigkeit und Schmiegsamkeit und mit der rein verstandesmäßigen Berechnung des Möglichen, das Vaterland nicht gerettet werden konnte. Die verantwortungsvolle Stellung eines Landammanns stand ihm fürs Jahr 1818 in Aussicht, wie Talleyrand der französischen Regierung vorstellte, um ihr ja klar zu machen, daß sie in Wieland nicht nur den schweizerischen Abgeordneten, sondern den künftigen Landammann der Eidgenossenschaft sehe, den man sich rechtzeitig sichern müsse.

Den Vorbereitungen durch Talleyrand entsprach auch die Aufnahme der Abgeordneten in Paris. Sie waren kaum angekommen, so erhielten sie schon Gelegenheit, gemeinsam mit dem schweizerischen Gesandten Maillardoz, sich dem Minister des Äußern, dem Herzog von Vicenza, zu präsentieren. Sie sprachen von den Einwürfen der Verbündeten, welche die Neutralität der Schweiz nicht als voll anerkennen wollten, weil die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich ihr widersprächen. Sie setzten auch auseinander, daß die in der harten Kapitulation von 1812 enthaltene Bestimmung, wonach die Eidgenossenschaft jährlich ein bestimmtes Mannschaftskontingent von Staats wegen ausheben und abliefern müsse, als unvereinbar mit wirklicher Neutralität angesehen werde und daß augenblicklich diese Bestimmung schwer auf der Schweiz laste, da sie für den Grenzschutz selber Kontingente aufstellen müsse. Der Kaiser möge darauf Rücksicht nehmen und die Neutralität der Schweiz anerkennen.

Während in früheren Jahren, in den Jahren kaiserlichen Glanzes, sich die Stirnen der Diener in Falten legten, wenn Erleichterungen und Einschränkungen gewünscht wurden, und während in jenen zurückliegenden Tagen des Glückes der Minister die Gesandten an den Kaiser und der Kaiser sie an die Minister wies, konnte diesmal der Herzog von Vicenza nicht genug beteuern, daß allen Mitteln, die Neutralität der Schweiz zu unterstützen, beigestimmt werde. Der Kaiser wolle die Bande der Freundschaft festigen, und die Neutralität liege ebensosehr im Interesse Frankreichs wie in demjenigen der Schweiz. Auch der Mächtige schämte sich nicht über das

Lächeln der Freundschaft, das ihm jetzt die Not und die Schwäche abzwang. Die schamlose Politik erinnerte sich nicht mehr daran, wie im Jahre 1811 der damalige Gesandte Reinhard hatte an den Türen stehen und dann ohne den gnädigen Blick des Kaisers hatte heimschleichen müssen.

Diesmal öffneten sich die Türen zur kaiserlichen Audienz schon in den ersten Tagen, obschon das Reich mehr als je die ganze Tatkraft des Kaisers und jede Minute seines Lebens forderte. Aber die Schweiz gehörte nun zu den wichtigsten Kombinationen. Ihre Treue oder ihr Abfall von der französischen Sache war nicht gleichgültig.

Schon am 12. Dezember, an einem Sonntag, wurden Rüttimann und Wieland in feierlicher Audienz mittags um 12 Uhr im Schlosse der Tuilerien empfangen. Der Oberzeremonienmeister Comte de Ségur führte sie ins kaiserliche Kabinett und der Erzkanzler Fürst Cambacérès stellte sie dem Kaiser vor. Dieser empfing sie mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit: „avec toute la grace imaginable“ rühmen die Gesandten in ihrem Bericht an den Landammann. Das Wort führte Rüttimann. Er überreichte den Brief der Tagsatzung. Napoleon antwortete zunächst in allgemeinen Redewendungen, versicherte sie seines Wohlwollens, erklärte sich mit den Maßnahmen der Tagsatzung sehr zufrieden; dann erkundigte er sich nach den augenblicklichen Verhältnissen in der Schweiz und wurde lehrhaft: Zerstören sei leicht, das gehe rasch; aber eine Verfassung zu festigen, dazu seien Jahre nötig. Dann entließ er die Gesandtschaft „très poliment“. Von der Anerkennung der Neutralität war in bestimmten Ausdrücken offenbar nicht die Rede. Wenn sich der Kaiser dazu herabließ, alle Klagen und Drohungen, die er gegen die Schweiz auf dem Herzen hatte, aus Opportunitätsgründen zu unterdrücken und diesmal nicht den Herrn und Gebieter, sondern den wohlmeinenden Freund herauszukehren, so widerstrebte es ihm doch, in überstürzter Hast die Neutralität zuzugestehen, über die er bei andern Gelegenheiten die Lauge seines Spottes ausgegossen hatte. Dafür ließ er es diesmal an Verbindlichkeiten nicht fehlen. Sie waren deutliche Antwort.

Wohin sich die Gesandten wendeten, überall wurden sie mit derselben Aufmerksamkeit behandelt. Man merkte: das Stichwort war vom Kaiser ausgegeben. Sie machten der Kaiserin ihre Aufwartung und wurden zum Dîner ins Schloß geladen. Es sei unmöglich, so berichteten die Gesandten, mit Worten einen Begriff zu geben von den Beweisen der Wertschätzung und Freundlichkeit, die ihnen als den Vertretern der Schweiz erwiesen werden. Es war als ob sie auf einmal in den Mittelpunkt der französischen Politik gerückt wären. Der Erzkanzler Cambacérès, der Fürst von Neufchâtel, der Herzog von Vicenza, der Fürst von der Moskwa (Marschall Ney), kurz die hervorragendsten Staatsmänner und Marschälle des Reiches bezeugten ihr außerordentliches Interesse an der Schweiz. Wenn sie die Unverletzlichkeit ihres Staats-

gebietes aufrecht erhalten könne, woran nicht zu zweifeln sei, werde sie die allgemeine Achtung erwerben.

Auf Einzelheiten war der Kaiser nicht eingetreten, dafür erklärte der Minister des Äußern, daß ihre Neutralität ohne jegliche Schwierigkeit durch Frankreich anerkannt werde. Durch den Großkämmerer Frankreichs erhielten die Abgeordneten die Mitteilung, daß ihnen die Grandes entrées offen ständen, so daß sie am Lever des Kaisers erscheinen durften. Dies Lever, der Morgenempfang, fand gewöhnlich um 9 Uhr statt. Dabei sprach der Kaiser fast mit jedem, und es mißfiel ihm, wenn einer fehlte, den er zu sehen gewohnt war. Seine Worte galten der Verwaltung und der Politik. Da stand er meist am Kamin, fixierte den Sprecher aufmerksam und verwirrte ihn nicht selten durch überlegene Sachkenntnis und durch die Bestimmtheit und Knappheit seiner Sprache. Daß die Abgeordneten zu diesem Empfang ausdrücklich eingeladen waren, wurde ihnen als besondere kaiserliche Auszeichnung, die ihrem Lande gelte, unterstrichen. Sie durften nicht ausbleiben. Am 16. Dezember fanden sie sich denn auch ein. Der Kaiser schritt von einem zum andern. Zu Rüttimann sagte er, das Jahr, das er als Landammann antreten werde, sei höchst bedeutungsvoll; aber die Geschäfte der Schweiz befänden sich in guten Händen. Das war ein Lob, das über die Fähigkeiten und über die wahren Verhältnisse hinausging; denn Rüttimann war keineswegs der Mann verantwortungsschwerer Zukunft. Es war ein Appell: der Kaiser nahm ihn in Pflicht.

Vom Lever begaben sich Rüttimann und Wieland ins Ministerium des Äußern. Auch hier kam man ihnen mit freundschaftlichen Zusicherungen entgegen. Die Antwort auf die Note der Tagsatzung sei bereit, der Kaiser werde sie ungesäumt unterzeichnen. Darin sei die Neutralität aufs positivste anerkannt, und den Generälen werde strikte Weisung erteilt, das schweizerische Territorium zu respektieren. Sie waren Zeugen, wie Napoleon am 19. Dezember — einem für die Eidgenossenschaft und für die Mediationsverfassung bedeutungsvollen Tag — die Sitzung des gesetzgebenden Körpers eröffnete und die Erklärung abgab, er habe die Neutralität der 19 Kantone anerkannt. „J'ai reconnu la neutralité des 19 Cantons", lautet die Stelle in seiner Rede, die am folgenden Tag im Regierungsblatt, dem „Moniteur", abgedruckt war

Am 19. Dezember! Von den entscheidenden Vorgängen, die sich um dieselbe Zeit in Lörrach und Basel abspielten, hatte weder der Kaiser noch die schweizerische Abordnung auch nur die geringste Kenntnis. Wohl waren die Depeschen Talleyrands aus der Schweiz immer bedenklicher geworden, aber um so zuversichtlicher waren die Mitteilungen im „Moniteur". Eine Korrespondenz aus Aarau, deren Verfasser sich als Schweizer ausgab, obschon er wahrscheinlich zu den besoldeten Agenten Frankreichs gehörte, die ins Land geschickt worden waren, meldete in der französischen Staats-

zeitung, daß die Schweiz 45000 Mann aufgeboten habe und daß sie diese Armee nach Bedarf vermehren werde. Der öffentliche Geist, der unbedingt die Neutralität behaupten wolle, verdiene alles Lob; wenn nötig, werden alle Opfer gebracht, um dem System treu zu sein. — Unterm gleichen Datum schrieb Talleyrand an seine Regierung aufregende Berichte von der Auflösung der engen Bande, welche bis dahin die beiden Staaten verknüpften; diejenigen Persönlichkeiten, die am meisten französisch gesinnt waren, seien leider am meisten ruiniert. Sie hatten mit ihrem Wohlstand auch die Freundschaft für Frankreich eingebüßt. Damit faßte er die ganze Verschuldung der brutalen und egoistischen napoleonischen Politik zusammen. Sie hatte durch die Kontinentalsperre Existenzen vernichtet, durch die Besetzung des Tessin die Neutralität verächtlich und durch die Zwangswerbung die Allianz hassenswert gemacht. Der Mißbrauch der Macht rächte sich.

Während die schweizerischen Gesandten in Paris von einer festlichen Tafel zur andern gezogen wurden, weil die hohen Würdenträger den Willen ihres Kaisers und die Bedeutung der Parteinahme der Eidgenossenschaft kannten, gingen die Fäden zwischen der französischen Gesandtschaft in der Schweiz und dem Ministerium in Paris hin und her. Talleyrand war unermüdlich. Bald tauchte er in Basel auf, um sich selber vom Grenzschutz zu überzeugen und zuverlässige Nachrichten zu gewinnen, bald eilte er nach Zürich, um auf die Sendlinge Lebzeltern und Capo d'Istria ein Auge zu haben. Er überließ den Berner Posten und die Beobachtung der „Altgesinnten" dem Geschäftsträger Rouyer, und er selbst machte jeden Tag dem Landammann Reinhard seinen Besuch, um ihn auszuholen, um seine Bedenken zu zerstreuen und ihn der Sache Frankreichs zu erhalten. Er schilderte ihm die Vorteile der Mediationsverfassung einerseits, anderseits die Folgen des Bürgerkrieges und das Elend, dem die Schweiz ausgeliefert sei, wenn sie zum Kriegstheater werden sollte. Er verlangte Treue gegen Treue.

Aber nach Paris schrieb er in großer und wachsender Sorge. Die Anerkennung der Neutralität durch die verbündeten Monarchen sei für Frankreich nicht weniger wichtig als für die Schweiz. Er hätte es so gerne gesehen, wenn Napoleon die Räumung des Tessin, die im letzten Augenblick und in aller Stille vollzogen war, auch in offizieller Note dem Landammann als Beweis des Wohlwollens angezeigt hätte. Der Kaiser aber wollte nichts davon wissen. Er gab keine Antwort. Denn er empfand die Schlappe, die er erlitten hatte, zu sehr. — Bereits sah sich Talleyrand genötigt, den Titel „Médiateur" gegen die Bedenken des Landammanns zu verteidigen: der Kaiser habe es immer vermieden, sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz einzumischen; sein Vermittlertitel sei nie der Unabhängigkeit und Souveränität der Schweiz schädlich gewesen. Auch die Rückberufung der schweizerischen Regimenter aus Frankreich wurde vom Landammann angetönt. Talleyrand

trat ihm mit aller seiner Beredsamkeit entgegen. Unter der Hand aber wiederholte er dringend die Forderung, durch militärischen Aufmarsch an der Schweizergrenze den Abfall zu verhindern und die Verbündeten vor einem Handstreich auf die Basler Brücke abzuschrecken. Er machte seiner Regierung den Vorschlag, ein französisches Truppenkorps nach dem Jura zu dirigieren und durch beständige Verschiebungen den Eindruck einer umfangreichen Streitmacht zu erwecken. Den Bernern droht der französische Geschäftsträger Rouyer, daß die Franzosen die ersten sein werden, die Quartiere, die in der Stadt für die Alliierten bereit gemacht werden, in Beschlag zu nehmen. Talleyrand ist von der Reise der unzufriedenen Oligarchen nach Waldshut, von der Sendung Zeerleders ins alliierte Hauptquartier, von ihrer Korrespondenz mit Lebzeltern unterrichtet, aber er kann nichts hindern. Es fehlen ihm die Mittel. Wie gerne würde er Leute in seinen Dienst nehmen! Wie gerne die Korrespondenz abfangen! Aber zu spät bewilligt ihm der Minister unbeschränkte Summen für den Propaganda- und Spionagedienst. Man mußte die Berner überwachen. Darum ersuchte er Wattenwyl, sein Quartier nach Aarau zu verlegen. Das versprach ihm der General. Ob er es nur aus Rücksicht auf Frankreich tat? Oder war diesmal Talleyrand der Getäuschte? Talleyrand ist machtlos den aufreizenden Proklamationen und Zeitungen gegenüber, die eingeschwärzt werden, machtlos gegen die Gerüchte von französischen Niederlagen und vom Anmarsch der verbündeten Armeen. Die Leute im Elsaß flüchten alles, was wertvoll ist, in die Stadt. Bubna und Schwarzenberg stehen in der Nähe Basels. Man erwartet den Angriff.

Tatsächlich hatte ihn Schwarzenberg auf den 13. Dezember angesetzt. Waren die Berner Oligarchen benachrichtigt? Die Depeschen des Gesandten aus jenen Tagen zeugen von außerordentlicher Spannung, die alles in Atem hält. Man ängstet sich. Man frohlockt. Sogar der Gesandte glaubt nicht mehr an Widerstand. Dann folgt vorübergehende Entspannung. Sie fällt zusammen mit dem Wechsel der Dinge im Hauptquartier der Verbündeten, mit dem Widerstand des Zaren Alexander gegen einen Neutralitätsbruch und mit der Sistierung des von Schwarzenberg beabsichtigten Angriffs auf Basel. Von diesen Vorgängen weiß man natürlich in der Schweiz nichts. Wattenwyl hat erklärt, daß er Gewalt mit Gewalt erwidern, daß er den Boden verteidigen werde. Die schweizerische Mannschaft ist zuversichtlich und von gutem Willen. Rouyer rühmt die kräftigen Leute und ihre Entschlossenheit. Talleyrand läßt sich täuschen durch die Erklärungen österreichischer Generäle, daß die Neutralität respektiert werde, durch das Lob der Agenten Lebzeltern und Capo d'Istria, welche die Mediationsverfassung als ein Kunstwerk bezeichnen.

Nicht nur auf der französischen Gesandtschaft, sondern auch im Auswärtigen Amt zu Paris herrscht Unruhe, Unsicherheit. Man empfiehlt dem Gesandten Zurückhaltung; er soll Noten nur ad referendum entgegennehmen. Es sei klar, schreibt der Minister des Äußern, daß man die Schweiz von Frankreich isolieren wolle. „Man

gibt sich Mühe, unsere Beziehungen und Verbindungen mit der Schweiz, Stück für Stück, loszulösen. Und wenn wir nachgeben, dann wird eine Konzession die andere herbeiführen, und schließlich würde die Schweiz ihre vorteilhaftesten Beziehungen und die wirkliche Garantie ihrer Unabhängigkeit eingebüßt haben." Man muß beobachten, muß Zeit gewinnen. Frankreich wird die Regimenter zurückschicken, wenn es nötig ist; aber heute ist nicht die Schweiz, sondern Frankreich ist angegriffen.

Doch alle Redensarten halfen schließlich nichts. Der Augenblick kam doch einmal, da die Landesregierung auch noch die letzten Rücksichten gegenüber Frankreich preisgeben mußte, wodurch dann allerdings ein Bruch vollzogen wurde, der äußerlich wenig sichtbar war, aber nach innen um so tiefer ging. Wenn einmal die Brücken abgebrochen waren, wurden sie nicht wieder aufgebaut. Wenn Reinhard so lange zauderte, dann geschah es nur aus dem felsenfesten Glauben an die Unerschütterlichkeit der napoleonischen Macht. Diesem Glauben opferte er vieles. Wenn er aber in dieser Überzeugung an die Überlegenheit und den Sieg Frankreichs getäuscht wurde, dann mußte sich seine Freundschaft in Haß verwandeln. Denn dann hatte er umsonst seiner Würde und seinem Schweizertum so viel vergeben.

Der gute Name des Landammanns war in äußerster Gefahr. Die Machenschaften auf der außerordentlichen Tagsatzung, für die er in erster Linie verantwortlich war, konnten nicht verborgen bleiben. Mit leeren Händen stand er den Forderungen des schweizerischen Generals gegenüber, der den Einbruch einer fast ums zwanzigfache überlegenen, kriegsgewohnten Armee verhindern sollte.

Ob die Schweiz überhaupt fähig war, die Krisis zu überstehen, — wer möchte diese Frage bejahen? Daß aber Reinhard in der Unterwerfung unter den Willen des Gesandten und nicht im Zusammenschluß mit den Führern des Volkes sein Heil versuchte, das war sein Verhängnis. Jetzt, da die Verbündeten von einer französisch orientierten Neutralität nichts wissen wollten, erkannte der Mann die ganze Täuschung, der er sich hingegeben hatte. Man gewinnt den Eindruck, als habe er sich jetzt noch aufraffen wollen, — allerdings zu spät. Am 14. Dezember meldete er dem französischen Gesandten, daß er den Kantonen die auf Grund der Kapitulation berechtigte Rückberufung der Regimenter aus Frankreich vorgeschlagen habe. Damit wolle er dem Vorwurf der Alliierten die Spitze brechen.

Das war ein Schritt, den ihm der siegreiche Kaiser, falls eine für ihn glückliche Wendung noch eingetreten wäre, nie verziehen hätte. Denn wenn auch die Kapitulation ausdrücklich den Fall voraussah, daß die Schweiz diese Regimenter zu ihrem eigenen Schutz in kürzester Frist zurückrufen dürfe, war Napoleon doch zu sehr gewöhnt, jede Handlung nur von seinem eigenen egoistischen Interesse aus zu beurteilen. Er brauchte Soldaten. Wie konnte sich die Schweiz unterstehen, seine Verteidigungskraft zu schwächen, da der Feind sich anschickte, die französischen Grenzen zu überschreiten.

Der Landammann stand unter dem Eindruck der Berichte, die ihm durch die schweizerische Gesandtschaft, die ins Hauptquartier der Verbündeten gereist war, zukamen. Reding und Escher meldeten von dem lebhaften Interesse der Monarchen für die schweizerische Neutralität, aber auch von den Bedenken, diese Neutralität unter dem bestehenden Abhängigkeitsverhältnis der Schweiz anzuerkennen. Unterm 8. Dezember schrieb Reding über die Audienzen bei Metternich und beim russischen Kaiser. Daraus erfuhr der Landammann unter anderm, daß Metternich noch keine bestimmten Zusicherungen gebe; ferner, daß Kaiser Alexander kurzerhand forderte, die Schweiz solle ihre Regimenter aus Frankreich zurückziehen oder den Verbündeten durch Stellung von ein paar tausend Mann oder durch Überlassung der Basler Brücke Gegenrecht halten.

Zweifellos gaben diese Depeschen den Ausschlag. Der Landammann wollte jetzt selber die Rückberufung der Regimenter aus Frankreich. Den Kantonsregierungen aber verheimlichte er die gespannte Lage. Wer wollte, konnte freilich aus dem Kreisschreiben herauslesen, daß der Landammann seiner Sache nicht mehr sicher war. Die Gesandten, so schrieb er nämlich, hätten die Stellungnahme der Schweiz erläutert und ihre Bemerkungen seien wohlwollend angehört worden und hätten „scheinbar Eindruck" gemacht.

Dann aber kam die Hauptsache. Der Landammann, der noch vier Tage vorher zur Rekrutenstellung für Frankreich seine Stimme erhoben hatte, mußte nun den Einspruch der verbündeten Monarchen gegen diese Regimenter in Frankreich mitteilen. Nach der Auffassung der Alliierten stehen diese Regimenter, „deren Unterhalt auf einem pflichtmäßigen alljährlichen Kontingent beruhet," und ihre offensive Verwendung im Widerspruch zu wahrer Neutralität. „Liegt wirklich in der Militärkapitulation ein Hindernis der Anerkennung der schweizerischen Neutralität," sagt das Kreisschreiben, „so kann die französische Regierung nicht von uns fordern, daß wir unsere Ruhe und Existenz aufopfern, um diesen Vertrag aufrecht zu erhalten." Er sei erzwungen worden und müsse revidiert werden. Das sei nun nicht von heute auf morgen möglich, da man die diplomatischen Formen respektieren müsse. Hingegen sei ein anderes Auskunftsmittel zulässig: die Schweiz könne unter Berufung auf Artikel 31 der Militärkapitulation die Regimenter zurückrufen und dem eidgenössischen General zur Verfügung stellen.

Man irrt sich nun aber, wenn man annimmt, diese Rückrufung sei beschleunigt worden. Der Landammann wartete auf die Antworten der Kantonsregierungen. Basel lehnte ab. Die Folgen seien zu bedenklich, schrieb die Regierung, als daß sie ihre Zustimmung geben könne. Sie machte rechtliche Bedenken geltend: Artikel 31 der Kapitulation setze voraus, daß die Rückberufung durch die Tagsatzung geschehe; auf der Tagsatzung aber stimmen die Abgeordneten nach Instruktionen, d. h.

nach Weisungen, die ihnen vom Großen Rat erteilt werden. Die Regierung von Basel, so sprach sich das Antwortschreiben aus, getraue sich darum nicht, in einer so wichtigen Sache den Großen Rat zu übergehen, und ohne ihn im Namen des Standes Basel einen Entscheid für Rückberufung zu erteilen.

Das waren Formalitäten und als solche nicht besser als diejenigen, die im Jahre 1798 den rechtzeitigen Aufmarsch der eidgenössischen Orte verhindert hatten, als der Feind an den Grenzen stand. Es war aber auch schlimm, daß jetzt, als die Not wuchs, der Landammann sich in Widersprüche verwickelte. Er hatte auf der Tagsatzung die Aussprache über die französisch-schweizerischen Regimenter verhindert. Jetzt war er andern Sinnes geworden. Nur ein offenes Bekenntnis seines Irrtums konnte das Versäumte wieder gut machen. Statt dessen vertuschte er seine Schwenkung. Sein Kreisschreiben war kein Alarmruf, kein Notschrei, sondern eine langatmige und kraftlose Zusammenfassung von Erwägungen. Und darum weckte sie auch keine Bereitschaft, sondern auch nur papierene Erwägungen. Er hatte den Eifer, Opfer zu bringen, gedämpft. Er hatte die geistige Bereitschaft zerstört. Der Widerspruch war zu auffällig: in der gleichen Woche rief er zur französischen Werbung und zur Heimberufung der Regimenter auf. Und nicht einmal mit dem Ton der Überzeugung. So verlor er durch seine eigene überkluge Taktik erst recht die Führung, ähnlich wie Napoleon, der einen starken Grenzschutz durch sein Machtwort verhinderte und, als er ihn jetzt brauchte, ihn nicht mehr fordern konnte, weil er sich selber den Weg versperrt hatte. Die Antwort des baslerischen Staatsrates ist ein Beweis dafür, wie das Kreisschreiben des Landammanns unterschätzt wurde: Man könne die Zustimmung nicht geben, hieß es da; „aber etwas anderes wäre es, wenn die Alliierten unter der Bedingung, daß die Regimenter zurückgerufen würden, die Anerkennung der Neutralität versprochen hätten. Dann hätte man mit der Forderung vor Napoleon treten können.“ So aber sei die Sache höchst unsicher.

Um dieselbe Zeit mühten sich Reding und Escher in Frankfurt ab, diese Militärkonvention mit Frankreich, die als das bedenklichste Hindernis der Neutralität erschien, mundgerecht zu machen. Wie wäre ihnen ihre Sendung leicht geworden, wenn sie den drei Monarchen, die alle, einer wie der andere, mit dem Finger auf diese militärische Unterstützung Frankreichs wiesen, hätten antworten können: diese Regimenter sind zurückberufen. Aber da klaffte eine Lücke in ihren Instruktionen, und als der Landammann diese Lücke ausfüllen wollte, kam er zu spät. Die Entscheidung war gefallen und kaltlächelnd ging Metternich über diese Mitteilung hinweg.

Mit der nachträglichen Aufforderung an die Kantone konnte Reinhard das Versäumte also nicht mehr einholen. Auch in einem andern Punkte täuschte er sich. Die Hoffnung, die vielleicht unwillkürlich seine ganze Politik geleitet hatte, erfüllte sich nicht, daß er noch sein Amt in die Hand des Nachfolgers legen könne, bevor die großen Entscheidungen

fielen. In einer Unterredung mit Talleyrand, in der er von unausbleiblichen Unruhen im Innern, von den Absichten der Berner und den Versprechungen der Alliierten redete, offenbarte er, was in seiner Seele vorging. „Mit Kriegsehren," so sagte er, „verlasse ich mein Amt, und noch so gern („avec plaisir") lege ich die Geschäfte in die Hand meines Nachfolgers. Ich fürchte, daß er sich sehr schweren Verhältnissen gegenüber sieht, denn die Geister sind zu sehr erregt, als daß man nicht eine Bewegung in der Schweiz fürchten müßte." Er entwickelte die Möglichkeiten in einer Weise, daß Talleyrand daraus den Schluß zog, Reinhard habe als Landammann nichts anderes als die Neutralität der Schweiz gesucht; wenn mit dem 1. Januar 1814 aber das Direktorium an den Luzerner Rüttimann übergehe, zu dem keine einzige Partei wirklich Vertrauen habe, dann werde er sich den Bernern anschließen. Bereits rede er davon, daß zu Anfang des Jahres eine neue Tagsatzung müsse einberufen werden. Vielleicht sah Talleyrand zu schwarz.

Doch die Katastrophe brach herein vor Ablauf des Direktorialjahres, und die ganze Verantwortlichkeit fiel auf den Landammann zurück, der durch eine Politik der Schwäche den Verteidigungswillen gebrochen und der Schweiz ihre einzige Ehre genommen hatte, für ihre Selbständigkeit Leib und Leben einzusetzen. So hart aber auch das Urteil der Geschichte ausfallen muß, kann man doch nicht ohne Bewegung die Worte lesen, die Talleyrand in seiner Depesche vom 16. Dezember über den Landammann niederschreibt: „J'ai cru remarquer sur sa figure qui est très expressive, qu'il était rongé de chagrins." Kummer und Sorge hatten sich auf seinem Antlitz eingegraben.

In den häufigen Besprechungen, die Talleyrand mit dem Bundeshaupte suchte, sprach der Landammann wiederholt davon, daß nach den letzten Berichten aus Frankfurt die Rückberufung der Regimenter nicht mehr zu umgehen sei. Vergeblich wehrte der französische Gesandte ab, so etwas sei bis dahin noch nicht vorgekommen. Zwei Tage nach dem Kreisschreiben an die Kantonsregierungen teilte ihm der Landammann in knapper und klarer Form seinen Schritt mit. In einer Form, die auf die Kantonsregierungen einen viel tiefern Eindruck gemacht hätte, als das gewundene und teilweise dunkle Kreisschreiben.

Auch die in Paris befindlichen Gesandten Rüttimann und Wieland benachrichtigte er. Es war eine schwere Wolke, die noch vor ihrer Abreise den Himmel verdunkelte. Aber sie beschlossen trotzdem, ihren Aufenthalt nicht auszudehnen. Und auch der Herzog von Vicenza hütete sich wohl, den Abschied zu verbittern. Er war ja längst auf diese Forderung gefaßt. Nun verfuhr er einfach nach dem Rezept, Zeit zu gewinnen. Er werde darüber einen Bericht an den Kaiser abfassen, sagte er zu den Gesandten. Aber nach seiner persönlichen Auffassung sei der durch die Militärkapitulation vorgesehene Fall nicht ganz klar, und jedenfalls sollte man nicht an die Rückberufung der Regimenter denken in einem Augenblick, da Frankreich in seinem eigenen Gebiet

bedroht sei. Die Gesandten ihrerseits verwiesen auf den 31. Artikel der Kapitulation, redeten von neutralem und gutem Einvernehmen mit allen kriegführenden Mächten; eine bewaffnete Neutralität garantiere einen großen Teil der französischen Grenze; sogar wenn die Schweiz noch nicht von fremden Truppen überflutet sei, müsse sie alle Mittel ergreifen, um mit einer beträchtlichen Armee die Unverletzlichkeit ihres Bodens zu wahren; sie müsse den Verbündeten gewisse Garantien leisten und gleichzeitig ihren Verpflichtungen Frankreich gegenüber gerecht werden. Der Herzog versprach, das alles dem Kaiser auseinanderzusetzen. Dem französischen Gesandten in der Schweiz hatte er noch kurz vorher als strikte Weisung mitgeteilt, die Schweiz müsse unbedingt neutral bleiben. Aber von einer Herabsetzung der französischen Armee wollte er selbstverständlich nichts wissen.

Um so mehr überschüttete er die Gesandten mit Aufmerksamkeiten. Damit erreichte er seine Absicht, so daß sich Friedrich Cäsar Laharpe über die Oberflächlichkeit Rüttimanns empörte. Zweimal wurde Laharpe während dieses Pariser Aufenthaltes von Rüttimann besucht, und er mußte an sich halten, um nicht unhöflich zu werden. Dem Freunde Stapfer aber schüttete er seinen ganzen Unmut aus. Dieser aufgeblasene, leichtsinnige, eitle Mensch sei ihm einfach lächerlich. Mit seiner gelockten Perrücke erscheine er wie der eleganteste Tanzmeister, hüpfe und lache und drehe sich, und sei dabei der Vertreter eines bescheidenen Landes, das seine Stellung in Europa wieder sichern möchte. „Das sind die Washington und die Jefferson, denen unsere Geschicke anvertraut sind!" Laharpe war entrüstet über die geschmacklose Alfanzerei dieses Mannes, der sich lächerlich mache in einem Lande, das ein besonders starkes Empfinden habe für das, was sich schicke. Und wovon wisse Rüttimann zu reden? Von der guten Aufnahme, von Banketten und hübschen Redensarten. Es scheine, daß diese Herren die Gunst des Augenblickes benützen, um sich persönliche Vorteile zu verschaffen. Welche Vorteile? Laharpes Brief ist unvollständig. Aber er findet seine Ergänzung in den Papieren des Ministeriums. Unterm 14. Dezember dekretiert der Kaiser die Beförderung des Adjutanten Wieland zum Bataillonskommandanten; am gleichen Tage die Aufnahme der beiden Söhne Rüttimanns in die Militärschule von St. Germain. Die Deputierten erhielten auch den üblichen Botenlohn: prächtige Tabaksdosen aus Gold, mit Brillanten besetzt und mit dem Bild des Kaisers. „Sie werden mit Ehren überhäuft," schrieb der Minister des Äußern an Talleyrand; er habe allen Grund anzunehmen, daß sie von ihrer Reise nach Paris nur günstige Eindrücke nach Hause nehmen werden; und da Rüttimann im Jahre 1814 Landammann der Schweiz sein werde, könne das nur von glücklichem Einfluß auf seine Beziehungen zu Talleyrand sein.

Am 21. Dezember, — an dem Tage, da in der Heimat die Entscheidung fiel, — erhielten die Gesandten ihr Rekreditiv. Das Schreiben Caulaincourts, des Herzogs

von Vicenza, troff von Schmeichelei: die Mission hätte nicht bessern Händen anvertraut werden, und sie hätte nicht glücklicher erfüllt werden können. Die Liebe des Kaisers zur Schweiz, seine Bemühungen um den Frieden und um ihr Glück, die alten Freundschaftsbeziehungen waren gebührend hervorgehoben. Die Antwort des Kaisers war bei allem Entgegenkommen geschickt, sachlich. Napoleon erklärte sich darin befriedigt über die geschlossene Stimmung unter den Kantonen und den Volksklassen. Die Neutralitätserklärung entspreche den Verträgen und dem wahren Interesse der Schweiz. „Ich anerkenne diese Neutralität und ich habe die nötigen Befehle erlassen, damit sie respektiert wird." Die XIX Kantone können auf ihn zählen. Er sei auch geneigt, Beweise seines Beistandes und seiner Freundschaft zu geben. „Preuves de ma protection" — noch einmal sprach der Mediator und erinnerte an das Protektorat!

Aus dem Entgegenkommen schlossen die Gesandten, daß nicht nur der gegenwärtige politische Zweck erfüllt sei, sondern daß „auch andere politische Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich auf befriedigende Grundlagen zurückgeführt werden könnten." Sie verkannten dabei allerdings den wahren Charakter des Kaisers. Napoleon fügte sich jeweils nur der Notwendigkeit. Sobald er aber wieder im Besitz seiner Macht war, fielen alle Rücksichten dahin, und er pflegte sich nur der Zugeständnisse zu erinnern, die ihm in den Tagen der Not waren abgerungen worden. Als Rüttimann und Wieland am Tage der Abreise, am 25. Dezember, von der Verletzung der schweizerischen Neutralität durch die Alliierten erfuhren, da erhielten sie die „traurige Gewißheit, daß alle ihre Hoffnungen eitel und ihre Bemühungen vergeblich gewesen."

Noch kurz vorher hatte der „Moniteur" beruhigende Mitteilungen veröffentlicht, wonach der Fürst von Schwarzenberg die Verletzung der schweizerischen Neutralität unter die schwersten Strafen gestellt und auch der Prinz von Lichtenstein die gewissenhafteste Schonung der Schweizer anempfohlen habe. Aber am Abend des 23. Dezember erhielt Wieland durch einen Eilboten des Rats zu Basel Kunde vom Einmarsch der verbündeten Heere. Als er dem Herzog von Vicenza die Nachricht brachte, antwortete dieser mit Gleichmut und aller Freundlichkeit: „Es war vorauszusehen." Die Gesandten aber schämten sich, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Dann aber trafen die Depeschen Talleyrands ein. Sie meldeten den Gewaltstreich, für den Schwarzenberg und Wrede verantwortlich gemacht wurden, während Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. die Neutralität der Schweiz befürwortet hätten. Von Metternich kein Wort. Die Wühlarbeit der Berner, die geheimen Sendungen der Altgesinnten ins Hauptquartier waren entlarvt. Nie habe das schweizerische Volk die Wohltat der Mediationsakte mehr empfunden als in diesem Augenblick. Eine französische Armee würde der Unterstützung durch einen großen Teil des Volkes sicher sein.

Zum Glück für unser Land war Napoleon so sehr in Atem gehalten, daß er keine Truppen nach der Schweiz dirigieren konnte. Genug, daß die Verbündeten

über das Land fluteten und zu gleicher Zeit der Kampf unter den Parteien aufs neue entzündet wurde.

Am 27. Dezember 1813 hielt in Paris der Senat unter dem Vorsitz des Reichskanzlers eine Sitzung ab. Die Depeschen aus Bern erregten die Gemüter. Am Neutralitätswillen des Landammanns wurde nicht gezweifelt. Der Geschäftsträger Rouyer schilderte in seinen Berichten die Aufregung im Volk, das über die Berner empört sei, weil sie den Krieg ins Land zogen. Der französische Minister des Äußern, der Herzog von Vicenza, ließ einen für den Kaiser bestimmten Bericht verlesen, in dem den Senatoren manche Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit gesagt wurde. Sie erfuhren nicht, daß Napoleon gegen das Projekt der Volksbewaffnung und dann wieder gegen das gesamte Aufgebot der schweizerischen Milizen Einspruch erhoben hatte. Die Schweizer, so stellte der Rapport die Dinge dar, verließen sich auf die Versprechungen der Alliierten und beschränkten sich auf eine schwache Grenzbesetzung. Der Kaiser unterhielt in jener Gegend keine Truppenmacht, um auch den bloßen Gedanken, als wolle er die Neutralität verletzen, nicht aufkommen zu lassen. Die Verbündeten dagegen haben jede Glaubwürdigkeit und Treue eingebüßt, indem sie das Territorium eines friedlichen Volkes und seine Neutralität verletzten, auf die während drei Jahrhunderten Europa Rücksicht genommen habe.

Der Bericht an den Kaiser war eine Rechtfertigung seiner Politik. Er war im „Moniteur“ zu lesen samt den Depeschen aus der Schweiz, samt der Neutralitätserklärung; auch der Brief an den Landammann war abgedruckt. Das Regierungsblatt brachte am letzten Tage des Jahres auch die Adresse des Senates, in der diese Körperschaft dem Kaiser für seine Friedensbereitschaft dankte, ihm im Namen des französischen Volkes und der ganzen Menschheit aber nicht nur den Sieg wünschte, sondern daß er das Schwert sinken lasse, wenn er die Ruhe der Welt durch seine Unterschrift unter das Dokument des Friedens gewährleistet habe.

Doch auch dafür war es jetzt zu spät. Als Vermittler hatte er einst in die schweizerische Revolution eingegriffen; durch sein Machtwort hatte er den Frieden dieses kleinen Landes hergestellt. Aber in den zehn Jahren der Mediation zerstörte er sein eigenes Werk. Die schönen Worte, die Rüttimann und Wieland aus Paris in die Heimat brachten, konnten das Schicksal nicht aufhalten. Als sie am 2. Januar 1814 der Tagsatzung Bericht erstatteten, hatte das französische Protektorat aufgehört. Die Unabhängigkeit war aber damit keineswegs gewonnen.

* * *

Vor der Bedeutung der Mission nach Paris tritt die Sendung des schweizerischen Geschäftsträgers Marcacci ins italienische Quartier so sehr zurück, daß sie überhaupt noch keine Beachtung gefunden hat. Und doch ist es nicht uninteressant, auch bei dieser Gelegenheit zu verfolgen, wie der italienische Vizekönig Eugen Beauharnais,

Stiefsohn des Kaisers Napoleon und sein königlicher Statthalter, sein ganzes Verhalten demjenigen seines Herrn anzupassen wußte. Unter den Verwandten des Kaisers war er der einzige, auf den sich dieser blind verlassen konnte. Er fügte sich dem kaiserlichen Willen im Gegensatz zu Ludwig, den Napoleon als König über Holland gesetzt hatte und der eines schönen Tages Krone und Szepter niederlegte, weil er als König das Wohl seines Landes und nicht die Gewaltpolitik des Kaisers verfolgen wollte. Noch größere Schwierigkeiten entstanden dem Kaiser durch den Schwager Joachim Murat, der mit Karoline Bonaparte verheiratet war und das früher bourbonische Neapel erhalten hatte. Murat war ebensowenig wie Ludwig gewillt, sein Volk dem Kaiser aufzuopfern. Nur verzichtete er nicht auf sein königliches Amt, sondern er machte Schwierigkeiten, und eher ließ er den Kaiser als sein Königtum im Stich.

Seines Schwagers Murat war Napoleon nicht mehr sicher. Marcacci hatte mit dem Geschäftsträger des Königs von Neapel eine Unterredung, deren Inhalt sehr bedenklich war. Dieser beteuerte nämlich, daß der König von Neapel zuverlässig sei und treu zum Kaiser halte, — wenn dieser in seinen Ansprüchen nicht zu weit gehe und wenn er unter vernünftigen Bedingungen den so lange gewünschten Frieden annehme. Wirklich: der König von Neapel, der schöne „Haudegen", wollte den Frieden. Der tapfere Gascogner war als Sohn eines Gastwirts zur Welt gekommen; aber ein Königtum war ihm zugefallen, und dies Königtum beider Sizilien wollte er nicht stündlich aufs Spiel setzen. Man weiß, wie Napoleon das Kommando über die einst „Große Armee" nach dem russischen Feldzug in die Hände Murats legte. Man weiß, daß Murat schon im Dezember 1812 den Kommandostab an den Vizekönig Eugen weitergab, obschon Napoleon ihm schrieb, unter allen Umständen müsse er bei der Armee bleiben. Von Napoleon erbat er dringend die Erlaubnis zur Abreise mit der Beifügung, daß nichts ihn halten werde. So viel wie unbekannt sind die energischen Worte, in denen er gleichzeitig vom Kaiser den Frieden verlangte. Auch im Jahre 1813 verließ er die Armee.

Plötzlich, am 27. Oktober, tauchte er in Basel auf. Am Tag vorher war hier die große Niederlage Napoleons bei Leipzig bekannt geworden. Sie ging von Mund zu Mund. Das Zeitungsblatt allerdings wagte nicht, sie abzudrucken. Trotz Wind und Regenwetter stieg Freudenfeuerwerk aus einem Garten, nicht weit der Festung Hüningen, in die dunkle Nacht. So berichtet kopfschüttelnd Peter Ochs. Sein Sohn wartete am Abend des 27. Oktober auf den König von Neapel. Es war Nacht, als er eintraf. Im Gasthaus zu den „Drei Königen" stieg er ab. „Er ist ein schöner, großer Mann mit einem enormen Schnurrbart," schildert Eduard Ochs den Haudegen, den tüchtigsten Reiterführer Napoleons, der bei Borodino den größten Reiterkampf geführt hatte. Der Gascogner war nicht nur von verwegener Tapferkeit, sondern auch von weibischer Putzsucht. Er pflegte seine Schönheit und liebte phantastische

Kleidung. In demselben Gasthaus, in dem 1797 Bonaparte nach dem italienischen Feldzug, auf der Reise nach Rastatt, Halt gemacht hatte, speiste jetzt Murat mit dem abgedankten König von Holland, der sich nach der Schweiz zurückgezogen hatte. Murat sprach von dem Kommando über eine Armee von 80,000 Mann zum Schutze Italiens, das er übernehmen werde. Die Armee freilich mußte erst noch auf die Beine gestellt werden. Sein kurzes Gespräch mit dem Dreikönigswirt machte Aufsehen, — ein paar Tage später fand es bereits seinen Niederschlag in einer Depesche des italienischen Staatsministers Melzi an den Vizekönig, der durch die Kunde von Murats Abreise sehr beunruhigt war.

Eduard Ochs berichtet, der König von Neapel habe seinen Gastgeber Iselin gefragt: „Est-ce que vous le ferez comme les Bavarois?“ (Die Bayern waren vor der Schlacht von Leipzig von Napoleon abgefallen!) Iselin antwortete mit Nein. „Wir sind entschlossen,“ so sagte er, „unsere Neutralität gegen jeden zu verteidigen.“ Hierauf klopfte ihm der König ganz vertraulich auf die Schulter, erwidernd, das sei recht und das vernehme er mit Vergnügen; denn er begebe sich nach Italien, um an der Schweizergrenze eine Armee zu kommandieren. „Ich werde immer die Neutralität der Schweiz respektieren!“ Iselin fuhr fort: so lange italienische Truppen sich im Tessin befinden, könne man sich nicht für neutral halten. Der König von Holland unterstützte ihn: die Schweiz werde dadurch kompromittiert. Murat gestand, daß er davon nichts gewußt habe. Mit dem ihm eigenen Temperament versprach er heftig, an den Kaiser zu schreiben, um ihn zu bestimmen, den Tessin zu räumen.

Das war keine bloße Redensart. Auch darin bewies Murat, daß er seinen eigenen Kopf habe. Am 31. Oktober gegen Mittag traf er über den Simplon in Mailand ein. Schon im Laufe des Nachmittags reiste er weiter. Aber in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes sprach er mit seinem eigenen Geschäftsträger und mit führenden Persönlichkeiten des Königreichs Italien. Es war, wie der schweizerische Geschäftsträger Marcacci berichtet, (dem die Äußerungen Murats zu Basel unbekannt waren,) die Rede von der Okkupation des Tessin. Murat mißbilligte ihre Fortdauer. Er redete so eindrücklich mit dem Staatssekretär des Königreiches, daß dieser sofort ins Hauptquartier des Vizekönigs reiste, um sich mit ihm zu besprechen. Ob Murat geradezu einen Druck ausübte, wissen wir nicht. Aber es läge ganz im Wesen und in der Absicht dieses Mannes, der die fortgesetzte Kriegspolitik des Kaisers, die keine Sicherheit aufkommen ließ, mißbilligte, und der nach der Niederlage von Leipzig in erster Linie an die Verteidigung seines Königreiches dachte. Über die mangelhaften Streitkräfte des Kaisers täuschte er sich so wenig, wie über den Zusammenbruch der Großen Armee im Dezember 1813, da er mit schonungsloser und harter, den Kaiser beleidigender Offenherzigkeit ausgesprochen hatte, daß von der Garde nicht mehr die Rede sein könne und die Armee überhaupt nicht mehr existiere. Auch über die

Widerstandskraft Frankreichs im Herbst 1813 war sein Urteil gemacht. Wollte Napoleon die Schweizer dem Feind in die Arme jagen? Das war Unverstand. Darum protestierte Murat gegen die Besetzung des Tessin. Sein Wille deckte sich mit den Mahnungen und Warnungen Talleyrands. Am 5. November zeigte der italienische Kommandant der Tessiner Regierung seinen Abmarsch an. Murats Eintreten für die schweizerische Neutralität hatte Erfolg. Der Militär wog vielleicht mehr als der Diplomat. Was Talleyrand seit Wochen angestrebt hatte, wurde nun so plötzlich erreicht, daß Murats Verdienst um die schweizerische Neutralität unverkennbar ist.

Der König beider Sizilien verriet wenige Wochen später seinen kaiserlichen Herrn. Mitte Dezember verbreitete sich im Königreich Italien die Nachricht, daß Murat auf eigene Faust Politik treibe und daß er seine Truppen nur zum Schutz des Königreichs verwende. Am 11. Januar 1814 schloß er einen Vertrag mit Österreich, das ihm dafür seine Herrschaft verbürgte.

So etwas war von Eugen nicht zu erwarten. Denn er war nur Vizekönig. Die Krone der Lombarden hatte sich Napoleon auf das eigene Haupt gesetzt. Die Anerkennung der Neutralität durch den Kaiser hätte also genügt. Da aber das italienische Tirol unruhig wurde und die Österreicher gegen das Königreich marschierten, dann auch aus guter Nachbarschaft, hielt der Landammann darauf, den schweizerischen Geschäftsträger in Mailand mit der Neutralitätserklärung ins Hauptquartier des Vizekönigs zu senden. Die Mission war leichter geworden dadurch, daß die italienischen Truppen den Kanton Tessin verlassen hatten und damit das schwerste Neutralitätshindernis beseitigt war.

Am 10. Dezember traf Marcacci im Hauptquartier des Vizekönigs zu Verona ein. Noch am gleichen Tag fand der Empfang statt. Er übergab die Erklärung der Tagsatzung, und der Vizekönig, auf den Napoleon bis auf die Redewendungen abgefärbt hatte, begrüßte „le parti sage“, die kluge Haltung der Eidgenossenschaft. Er zog den Gesandten an seine Tafel, an der 14 Personen teilnahmen. Dann unterhielt er sich mit ihm in seinem Kabinett. In ausgesuchter Freundlichkeit gab er die Zusicherung, daß er sobald wie möglich durch den Minister antworten werde. Er spielte mit ihm Schach, und schließlich ließ er ihm eine goldene Tabakdose mit seinem von Diamanten umgebenen Bild überreichen. Schon am 12. Dezember verließ Marcacci Verona. Als er Tags darauf in Mailand zurück war, erfuhr er, daß bereits das „Journal officiel“ eine Mitteilung über seine Mission enthielt! Diejenigen Alliierten, die sich noch nicht von Frankreich losgesagt hatten, waren selten geworden; es lohnte sich also der Mühe, der Öffentlichkeit zum Bewußtsein zu bringen, daß die Schweiz ihre Politik noch nicht geändert habe. Sie war im Wert gestiegen. Der italienische Minister, der seinen Sitz in Paris hatte, erwiderte Marcaccis Mission, indem er das

Antwortschreiben durch den italienischen Diplomaten in Bern, Baron Tassoni, dem Landammann in Zürich persönlich übergeben ließ.

Als der allgemeine Abfall vom Diktator Europas vor sich ging, blieb nur die Schweiz dem Allianzvertrag treu. Sie erklärte die Neutralität in einem Augenblick, da sie für Frankreich von militärischem Nutzen war. Napoleon mußte sie anerkennen, um seinem eigenen Volke ein Zeichen der Friedensbereitschaft zu geben. Denn in denselben Tagen, da Wieland und Rüttimann in Paris weilten, wagte der Gesetzgebende Körper sein Verlangen nach Frieden auszusprechen. Bereits hatte der Kaiser der wachsenden Unzufriedenheit ein Opfer bringen müssen: dem Herzog von Bassano war das Portefeuille des Äußern genommen und Caulaincourt, dem Herzog von Vicenza, der als Repräsentant des Friedens galt, übertragen worden. Die Anerkennung der schweizerischen Neutralität war in den Augen Caulaincourts ein Gebot der Rettung und eine Forderung des Friedens.

4. Die schweizerische Gesandtschaft im Hauptquartier der Verbündeten.

Die beiden Gesandten Aloys von Reding und Hans Konrad von Escher samt ihrem Legationsrat Hans Jakob Hirzel hatten keinen leichten Auftrag. Sie sollten von den verbündeten Monarchen die Anerkennung der schweizerischen Neutralität erlangen, und das war schwer, weil sie sich einer siegreichen Armee in den Weg stellten. Zudem war es nicht nur ein Krieg der Fürsten sondern der Völker, der geführt wurde. Sie wollten aus dem Elend von Konskription und Hungersnot zu einem bessern Dasein kommen. Nationaler Idealismus erfaßte weite Kreise, so daß der Zar wohl mit Stolz sagen konnte, die Freiheitsbewegung sei wie eine Lawine gewesen, die immer größer wurde. Die Eidgenossenschaft aber, auf deren Anschluß man sich Hoffnungen machte, blieb abseits. Ihre Neutralität war den Verbündeten hinderlich. Wir müssen auf die militärischen Vorgänge zurückgreifen.

Der Feldzug Napoleons nach Rußland mißlang. Nach dem Brande von Moskau blieb der Armee nur der Leidensweg nach dem Niemen übrig. In den letzten Novembertagen 1812 erkämpfte sich noch der Kaiser den Übergang über die Beresina. Dann übergab er das Kommando seinem Schwager, dem König Murat, und am 5. Dezember reiste er mit wenigen Begleitern und unter falschem Namen durch Deutschland. Am